
Johnson-Jahrbuch

Band 1/1994

Herausgegeben von
Ulrich Fries und Holger Helbig

Vandenhoeck & Ruprecht

Redaktion: Holger Helbig

Umschlagbild: Andreas Lemberg, Uwe Johnson I, Öl auf Leinwand

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Johnson-Jahrbuch. –

Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.

Erscheint jährl. – Aufnahme nach Bd. 1. 1994

ISSN 0945-9227

Bd. 1. 1994 –

ISBN 3-525-20900-2

© 1994, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. – Printed in Germany.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Competext, Heidenrod

Druck und Bindung: Hubert & Co., Göttingen

Jürgen Grambow

*Möglichkeiten einer intellektuellen Kritik an
diesem Mecklenburg*

Nuancen des Komischen in der Auseinandersetzung
mit dem Faschismus bei Uwe Johnson

Ich habe in seinen Büchern nie etwas mit den
Dialogen anfangen können, wie in den Nebeln
Ossians wird da etwas ausgesprochen, das mir seltsam
gegenstandslos erscheint, man hört die Stimmen und
sieht den Redenden nicht.

Fritz Rudolf Fries

Die wiederentdeckte und eine neu erstarkende Mundartliteratur reden
sich und reden uns treuherzig ein, auf Platt ließe sich nicht lügen,
Plattdeutsch sei die Sprache, die von Herzen komme. Das muß man, bei
allem Folgenden, mitdenken.

1.

Hätte Uwe Johnson (1934–1984) in einem Interview sich nicht selbst so
bezeichnet, man würde nie auf die Idee kommen, ihn einen Humoristen
zu nennen. Das Humoristische meint im Deutschen den entsagenden
oder verzeihenden Rückblick, das Bewältigen von Schwerem in Nach-
sicht. Fritz Reuter (1810–1874) war in der zweiten Hälfte des vorigen
Jahrhunderts nicht nur der meistgelesene Autor in Deutschland, er ist
auch der Prototyp eines Humoristen. Reuter war als Burschenschafter in
der Folge der Demagogenverfolgung zum Tode durch das Beil verurteilt
worden, das Urteil wurde in 30jährige Festungshaft gnadenhalber umge-

wandelt. Das ist ja bekannt, er wurde durch die preußischen Kasematten von Silberberg und Glogau, Magdeburg und Graudenz geschleift und nach sieben Jahren aus Dömitz endlich entlassen. Als Reuter als Erfolgsautor ins thüringische Eisenach umgezogen war, ließ er sich in einem Brief in die Karten gucken: »Ich halte viel von unserer Vaterstadt, wenn sie uns in dem Abendrot der Erinnerung entgegenleuchtet, wenn ich aber alles um und in ihr in dem hellen Sonnenscheine der Gegenwart betrachte, so, fürchte ich, wird der Poet viel prosaischer und nüchterner darüber denken müssen als der herzensgute Direktor des Wittenberger Gymnasiums« Hermann Schmidt, der Adressat des Eingeständnisses war.

Die gemeinsame Herkunftstypologie, die durchgängige oder partielle Verwendung des Mundartlichen, eine redenahe Diktion, Wohnortnahme außerhalb des Sprachraumes, vielleicht auch die nachhaltige Wirkung, und schließlich: Bezugnahme des Jüngeren durch Zitataneihen beim Älteren verführen dazu, nach Gemeinsamkeiten zwischen Fritz Reuter und Uwe Johnson zu suchen. So hat die Amerikanerin Liselotte Davis von der Yale University/New Haven in der Übertragung des Wortes von der »kabbeligen See«, wie man die unruhigen kurzen Wellen der Ostsee nennt, auf den Atlantik ein auratisches Erlebnis in Benjaminischem Sinne gesehen; die Heimatsuche im Sprachlichen rufe »Gefühle und Erinnerungen« herauf. Gerade auf Erinnerungen mochte Johnson sich nicht verlassen. Nun wäre es aber auch falsch, in den mundartlichen Einsprengseln lediglich Atmosphäreschaffendes zu sehen; Johnson hat das Niederdeutsche überlegter und differenzierter eingesetzt.

In einer Umfrage übertrag der Schriftsteller eigene Beobachtungen auf diese seine ihm wichtigste literarische Person Gesine Cresspahl, als er sagte, »Niederdeutsch würde von ihr kaum öffentlich verlangt, ihr selten angeboten«. Es sei Privatsache geworden. Wo er Plattdeutsches in seinen Text einstreut, setzt er schon mit der Schreibweise Signale, er geht auf die vorreutersche lautmalerische Schreibweise – optische Zungenbrecher – zurück, ironisiert aber seinerseits die lautgetreuen Abmalereien dessen, was man hört, durch das offene dänische å, durch Ligaturen, durch ein nachklapperndes mitzusprechendes e (z.B. bei dir – *bi die*). Die Verfremdung in der Schreibweise birgt schon ein erstes Moment des Komischen, Sprachkomödiantisches nämlich, in sich. Vorerst genug davon.

Gesine Cresspahl, die Mittelpunktfigur seines Romans *Jahrestage*, hört gelegentlich imaginäre Stimmen. Totentanz und Totengespräche sind ein Topos der frühen niederdeutschen Drucke, der *Lübecker Totentanz* trägt das Entstehungsjahr 1463. Die Toten aus Jerichow, Gneez und Rande, fiktiven Orten im Nordwesten Mecklenburgs, memorieren

Vergangenes und kommentieren Aktuelles. Sie verständigen sich untereinander und mit Gesine. Weitgehend auf Platt tun sie das. (Die Sätze sind optisch aus dem übrigen Text durch Schriftart und Anordnung herausgehoben.)

Bevor ich aber zum Eigentlichen komme, will ich versuchen, das vieldimensionale vierbändige Werk zu skizzieren. Gesine Cresspahl, 1933 im Klützer Winkel geboren, aufgewachsen in Nazideutschland und in der Sowjetischen Besatzungszone, Studium in Halle, DDR, ist 1953 in die Bundesrepublik übergewechselt. Um sich als Fremdsprachensekretärin einer Bank zu vervollkommen, lebt sie zeitweilig mit ihrer Tochter Marie in New York. Sie fährt Subway, informiert sich in der New York Times, die sie in Anlehnung an die Voßsche Zeitung eine alte Tante nennt, über den Krieg ihres Gastgeberlandes gegen Vietnam und über örtliche Vorkommnisse (Robert Kennedy und Martin Luther-King werden ermordet), sie pflegt losen Verkehr mit älteren jüdischen Immigranten, die vor einem Menschenalter aus Nazideutschland und Böhmen flohen. Die Gegenwartsebene reicht vom 21. August 1967 über 365 Tage; Gesine nimmt tschechischen Sprachunterricht, weil ihre Bank glaubt, die Zeit sei günstig für Kreditgeschäfte mit diesem sozialistischen Land in Mitteleuropa. Sie unterrichtet ihre Tochter in abendlichen Gesprächen und durch Kassettenpost für eine Zeit, wenn Marie auch kompliziertere Verstrickungen verstünde, über ihre Herkunft. Sie pflegt intimere Freundschaft zu dem umsichtigen Dietrich Erichson, D. E., gleichfalls einem gebürtigen Mecklenburger, Physiker im Dienst der amerikanischen Armee.

Aus diesem Romangeflecht habe ich einen Erzählstrang separiert, die Ehejahre Lisbeth und Heinrich Cresspahls, der Eltern Gesines.

Es geht mir also um die Spanne des Plattdeutschen bei Johnson. Als typisch norddeutsche und speziell mecklenburgische Stammeseigenschaften, sofern es so etwas gibt, arbeitet Uwe Johnson Wortkargheit heraus, eine Schweigsamkeit aus Verstimmung bis hin zu verstocktem Schweigen, aber auch behagliche Einsilbigkeit, bei dem einer die Wünsche, Hoffnungen, Befürchtungen des anderen unausgesprochen errät. Dem anderen Peinlichkeiten ersparen (auch die, danken zu müssen), Gefühle verstecken. Also einerseits Scham, der, auf der Gegenseite, Takt entgegenkommen muß, ein Takt, der sich polterig gebärdet oder ironisch über- oder untertreibt oder sich in Umständlichkeiten flüchtet. »Begeisterung im Gesicht« bei unverhofftem lieben Besuch, ist Frau Erichson mit Worten ganz Ablehnung mit ihrem Nein und Nein und

Abernein. Und es gilt als norddeutsch, jemanden in gutmütigem Spott aufzuziehen, zu necken – *ökeln*, wie man auf Plattdeutsch sagt –, wodurch schon manche vorfühlende freundschaftliche Kontaktaufnahme unversehens in dauerhafte Entzweiung umschlug. »Von't Burjacken kümmt Piesacken«, weiß Erichsons Mutter. »Herausfordern läßt sich eine Mrs. Erichson nicht, dafür hat sie ihre Sprüche.« Sich ungläubig geben, belustigt sein, geniert sein – Johnsons Mecklenburger sind vom Schläge des Autors; die dumpfige Redenot eines Jochen Nüßler charakterisiert ihm ferner stehende Figuren wie den tückischen Pächter Kleinschulte. Und den nichtssagenden aufgeregten Vielredner, auf den man in Mecklenburg auch trifft und selbstverständlich in der Mundartliteratur, den hat er nicht gestaltet. Dialoge bei Johnson sind wesentliche Mitteilungen.

Wann also Platt, und zu welchem Zweck?

In Gesines frühesten Kinderjahren ist es noch die vertraute natürliche Verkehrssprache: »*Kümmst du to mi, wenn du trüch büst?*« bittet das kleine Mädchen den Vater vor einer Reise. »*Un wenn't nu midden in de Nacht is? – Brukt mi niks mitbringen. Oewe kümmt?*«

Als Cresspahl mit seiner Schwägerin Arm in Arm promenierte und dabei »in ganz plötzlicher, nie beredeter Vertraulichkeit« wahrnimmt, daß diese patente Hilde »nicht aus Versehen Brust und Hüften spüren ließ, einigten sie sich in einem ganz unverhohlenen, vergnügten Seitenblick, und Hilde sagte übermütig, ohne jede Trauer: Dascha nu bannig schåde. – Was ein nicht allns verpaßt: sagte Cresspahl.« Von den eigenen Möglichkeiten zu wissen, verführt zu übermütigem Geplänkel, die beherrschte Situation löst bei beiden Wohlbehagen aus.

Johnson kleidet Vorahnungen in Lieder und Sprüche, die aus lang zurückreichenden schlimmen geschichtlichen Erfahrungen herkommen, zugleich aber das Unabwendbare tröstend verharmlosen:

*Bed, Kinning, bed.
Morgn kümmt de Swed.
Morgn kümmt de Ossenstiern.
Nimmt die hoch up sine Hüern.*

oder:

*Amsterdam, dei grote Stadt,
Is gebut up Pälén,
Wenn dei nu mäl üm eins fallt,
Wer sall dat betälén?*

Er dichtet Kinderlieder wie das der abendlichen Laternengänger im Frühherbst aber auch für seine Zwecke um:

*Hamburg, Lübeck, Bre-men,
die brauchen sich nicht zu schä-men;
Jerichow is vael to lütt:
dor schütt keen Düvel, wenn he nich mütt.*

Wenn der »Genosse Schriftsteller«, wie Johnson sich in dem Buch nennt, am Groundhog Day, am Tag des Murmeltiers, sich des heimischen Voss und Haas-Kalenders erinnert – dort wäre der 2. Februar als Lichtmeß bezeichnet –, und wenn er die entsprechende Wetterregel zitiert – »Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoche, so geht er auf vier Wochen wieder zu Loche« –, so ist damit dem Kapitel tatsächlich einmal nur Farbe gegeben, ohne alle tiefere Bedeutung.

Die Sprache der Mecklenburger ist reich an solchen Spruchweisheiten, an bildhaften Fügungen und zupackenden Formulierungen. Aber mit idiomatischen Redewendungen ganz allgemein ist das so eine Sache. Von einem abgelegenen menschenverlassenen Ort sagt man im Deutschen, dort böten sich Fuchs und Hase Gute Nacht. Dahinter steckt: Der Platz ist so aus der Welt, daß selbst Todfeinde gezwungen sind, gegeneinander Umgangsformen zu wahren. Als New York unterm Schnee stöhnt, führt einer der Vizepräsidenten, de Rosny, »westeuropäische Besucher durch zwei Stockwerke der Bank und blieb vor der Zelle der Angestellten Cresspahl stehen und sagte: Nun noch ein paar Wölfe, und wir haben es wie in ihrer Heimat! Die Angestellte Cresspahl war sitzengeblieben, da sie den Fremden nur gezeigt, nicht vorgestellt werden sollte, und hatte ihm auf das höflichste etwas vorgelogen von Füchsen, die einander bei Beidendorf eine gute Nacht wünschen, und war noch vor Mittag erholt von den Vorstellungen, die ein Vizepräsident unterhält von einem kommunistischen Land im allgemeinen, und von Mecklenburg.«

Und ihren Sprachlehrer Prof. Kreslil, pane Kreslil, den älteren Herrn, mag sie nicht mehr belehren, als der sie »eine Slawin«, »eine von den Obodriten«, nennt: »Von der deutschen Ostsee wollen Sie sein? da oben gibt es doch gar kein Land mehr.« Sie kommt der törichten Ansicht spaßig, mit Shakespeare: »Und wie ist es mit Böhmen am Meer?«

2.

»Die Ritterschaft«, wird in den *Jahrestagen* gesagt, »kaufte in Jerichow Ersatzteile für ihre Maschinen, sie benutzte die Verwaltung, die Polizei, die Rechtsanwälte, Papenbrocks Speicher, aber ihre großen Geschäfte machte sie in Lübeck ab, ihre Kinder schickte sie auf Internate in Preußen, den Gottesdienst hielten sie in ihren eigenen Kapellen und begraben ließen sie sich hinter ihren Schlössern. In der Erntezeit, wenn der Weg nach Ratzeburg oder Schwerin zu weit war, fuhren die Herren abends zum Lübecker Hof und spielten Karten an ihrem eigenen Tisch, gewichtige, leutselige, dröhnende Männer, die sich in ihrem Plattdeutsch suhlten.« Daß Johnson dieses adelige Wohlbehagen nicht in launigen Aussprüchen kundtut, beweist ein übriges Mal, daß es ihm nicht um Stimmungsmalerei geht, nicht um Anekdotisches, um Behaglichkeit im Sprachgebrauch nicht. Nur diese konservative Kritik des einen bürgerlichen Gutspächters, Kleinschulte, als die Nazis sich am Gefallenenmal großtun; ihm sei es nicht bekannt, »daß diese Rotzbengel S.A. Blutzoll im Kriege entrichteten«.

In Fritz Reuters *Stromtid* wird ein bürgerlicher Gutsbesitzer, Pomuchelskopp (d.h. Dorschkopf), in den 1848er Erhebungen von den Landarbeitern von seiner Besitzung und aus dem Dorf gejagt. An den fühlt man sich erinnert durch den großspurig-bramsigen Papenbrock, der seinen Hof im mecklenburgischen Binnenland aufgeben mußte und sich nun mit Kornhandel und Geldgeschäften in Jerichow unentbehrlich machen will. Papenbrock ist nun freilich eine der zentralen Gestalten des Romans, aber wie Kleinschulte gehört er nicht zum eingessessenen Adel. »Offizier gewesen. Na, Hauptmann, Stätsch. Manchmal fiel ihm der Bauch aus der in Schwerin geschneiderten Frontkurve; dafür waren es ja auch Ferien. Das war bekannt, wie der die Augen auf Engsicht stellte und im Mundwinkel die Zähne versetzte, das taten jetzt viele, mochte der auch mehr Mark zum Dollar hinlaufen sehen. Albert. Seine Louise saß stattlich wie er in der Kutsche, aber es war etwas Ängstliches, Jammerndes in dem Ton, mit dem sie die beiden Mädchen ihr gegenüber unter einer Fuchtel zu halten versuchte, die ihr nicht verliehen war. Der Soehner, Horst, war meist mucksch, weil er auf dem Bock neben dem Kutscher zu sitzen hatte, so widerwillig artig, das wurde wohl kein Papenbrock wie der alte. Hilde, die älteste von den Mädchen, war ein wenig von oben herab, wenn sie bei Tisch etwas nachforderte oder Einheimischen eine Antwort nicht verweigern durfte; die hielt den Namen Papenbrock offensichtlich für großartig.« Das Zitat von gerade 13 Druckzeilen enthält

eine Menge Informationen und Anspielungen, etwa die, daß Papenbrock, als Landwirt so unsolide, daß er verkaufen mußte, auch in bürgerlichen Berufen eher spekuliert als arbeitet: Verbindungen zum Dollar werden ihm nachgesagt, in Zeiten der Inflation. Und er trachtet mehr vorzustellen, als wirklich dahintersteckt: Das Offizierscorps bestand im Ersten Weltkrieg bekanntlich aus Adligen. Es wird dann auch abgeschwächt: »Na, Hauptmann«. Aber er trägt Maßgeschneidertes aus der Residenzstadt. Und hat die Kinder, Horst, den »Soehner«, sichtlich, in ihrem Willen schon gebrochen. Später soll dieser ungekrönte Herrscher von Jerichow den Gehorsam seiner Töchter selbst dann, wenn seine Weisungen gegen ihren Willen stehen, »etwas geniert« vermerken: »— Liernt 'n ümmer wat tau.«

Ausgerechnet an die jüngste Papenbrock-Tochter muß der Kunsttischler Heinrich Cresspahl geraten, der eine Werkstatt im englischen Richmond gepachtet hat und drauf und dran ist, Deutschland den Rücken zu kehren.

Papenbrock weiß, von dem läßt sich seine Lisbeth nicht abbringen, und er muß bei Cresspahls Antrittsbesuch für sich feststellen, der würde sich von ihm nicht einkaufen und nicht einspannen lassen, dem war nicht beizukommen. Selbst ein Papenbrock ist so weit Mecklenburger, daß er drohenden Peinlichkeiten durch Umständlichkeit in Gebaren und Rede vorbeugt: Papenbrock, so malt Gesine die Szene aus, »bückte sich mit seinen 63 Jahren unter den Schreibtisch, stellte die Flasche offen hin, goß ein und sagte, unverhofft in Hochdeutsch: Herr Cresspahl ..., winkte meinem über alle Worte verblüfften Vater zum Aufstehen und fing an: Herr Cresspahl, denn wollen wir also verwandt sein. Sag mir mal, was sie dir für einen Vornamen gegeben haben.«

Im Leben eines Menschen mag die Hochzeit gemeinhin einen Höhepunkt markieren; in der Literatur ähneln sich alle Hochzeiten fatal bis zur Monotonie. Lisbeth Papenbrock nun düpiert die Kleinstädter, indem sie, statt den Hochzeitszug anzuführen, das kurze Stückchen zwischen Hotel und Kirche in einem Mietwagen zurücklegt. Die Blicke der Spalierstehenden sind gerade noch höflich, ihre Worte sind es schon nicht mehr. Späße und bornierter, aber auch bössartiger Kleinstadttratsch. »*Ich kann mi nich helpen, ick finn mi hübsch: sä de Katt un speigelt sick in 'n Soot. — Denn föl se rinne. — Un du hest s' stött!*« Bis jetzt war es harmlos, Schnäcke, die Zeit zu vertreiben; aber nun: »*Seid up't Liev, un kein Ier. De Kriech ist dörtein Jår rümme, un se geit na Inglant.*« Wieder Gedröhn, und eine persönliche Anspielung auf Lisbeths Zustand: »*De Myrt hett se sick in 'n Blaumpott trecken mötn.*« Und dann berichtet der Erzähler auf knappstem Raum, daß

die Papenbrock-Sippe sich jeder mit jedem überworfen hat, und warum. Lisbeth verschätzt sich in den Relationen, noch nimmt sie an, das größte Opfer brächte sie mit der Auswanderung, nicht Cresspahl, der diese Verwandtschaft hinnehmen muß. »*Dat dau ick fœ die, Cresspahl. Fœ die dau ick dat. Oewe süht du dat?*« Der Satz wird wiederkehren, wenn Cresspahl, der jeder kirchlichen Zeremonie fremd gegenübersteht, seine Lisbeth mit allen Ehren einer christlichen Beisetzung unter die Erde bringen läßt: »*Dat dau ick fœ die, Lisbeth. Fœ die dau ick dat. Oewe süht du dat?*«

Vorerst ruht Papenbrocks Jüngste in einem Maße in sich, daß die Jerichower Ackerbürger sie akzeptieren, trotz des Hochmuts und der Zwielfichtigkeit der zurückgezogenen Familie als Ganzes; sie sprechen von »uns Lisbeth«. Cresspahl glaubte, ein unbeschriebenes Blatt erwählt zu haben, vor dem Fotografen hat sie sich »mit den Händen vor dem Bauch aufgebaut vor Stellmanns eigenartig gerafften Vorhängen. Sie blickt vorsichtig und belustigt auf die Plattenkamera, an der Stellmann sich windet unter seinem schwarzen Tuch, und ihre Lippen waren ein wenig offen. [...] *Betn scheef / hett de leeve Gott leev.*« Diese Lisbeth scheint so freimütig, wie sie naiv ist.

Der in historischem Materialismus bewanderte Autor-Erzähler und Cresspahl, eingeschriebender Sozialdemokrat, wundern sich gleichermaßen in milder Ironie über das Ausmaß an Ahnungslosigkeit, das Lisbeth dann im eigenen Hausstand offenbart. »*Gib dem Jungen – dem Lehrjungen – mehr Lohn, Cresspahl. – Von deinem Küchengeld gib ihm, Lisbeth, und laß es die Konkurrenz nicht wissen.* Als sie noch Papenbrock hieß, war sie sicher gewesen. Für Gerechtigkeit hatte sie nicht einen Begriff mitgebracht, sondern ein Empfinden. Das Empfinden, beraten von der evangelischen Religion, ließ Unterschiede zu, allerdings nicht krasse. Die Armut in Mecklenburg war vor ihr versteckt gewesen: in der Verspätung der mecklenburgischen Seele, im Vertrauen der Familie Papenbrock auf ihr Recht zu bevorzugtem Leben, in regelmäßigen Spenden an die Kirche, in dummen Sprüchen wie dem von dem Tüchtigen und seinem Lohn, oder dem, daß auf dem Lande noch niemand verhungert sei. Da hatte sie sich nicht in Gefahr geglaubt. Hier glaubte sie sich gefährdet, denn aus Cresspahls Reden hatte sie ungefähr entnommen, daß sie beide am Rande einer Krise nur mitschwammen, wegen des Zufalls, daß Adel und Bürgertum noch Geld aufwenden mochten für Ausbesserung und Nachbau der Familienmöbel. [...] Es waren also wirtschaftliche Gesetze und wirkliche Personen, von denen ihre Lage abhing, nicht ein Schicksal. Einem Schicksal hätte sie sich

womöglich überantwortet. [...] Als sie dem Kapitalismus zum ersten Mal begegnete, hielt sie ihn für etwas Ausländisches.«

Lisbeth will ihr Kind in Deutschland zur Welt bringen, sie geht aus England zurück nach Mecklenburg. Die Feierlichkeiten werden ausgedehnt, als das Mädchen geboren ist, Haustaufe, kirchliche Taufe, der alte Papenbrock glaubt sich nun doch einmischen zu sollen. Er hat Gewerberräume aus einer Konkursmasse billig erworben für Cresspahl.

Cresspahl wartet ab, beobachtet und glaubt, er sei noch immer Herr seiner Entscheidungen und seiner Handlungen: »Er dachte, er sei entschlossen, Lisbeth und das Kind unter den Arm zu nehmen und aus dem Land zu gehen. Er dachte, er werde das tun.« So etwas denkt man nun nur in der uneingestanden Hoffung, der Ernstfall trete nicht ein. Johnson schließt das Kapitel lakonisch mit einem »Dann war Weihnachten«. Also wieder: Aufschub. Burgfrieden.

Cresspahl werden dann auch sehr rasch seine Grenzen bewußt gemacht. Als Cresspahl den Namen seiner Tochter ins Taufregister des Standesamtes eintragen lassen will, stürmt der Bürgermeister Dr. Erdamer an ihm vorbei, den Mann, der zum Gruß und zur Rede ansetzt, glatt übersehend. Dem bürgerlichen Politiker hatten die Faschisten nämlich so etwas wie eine Mahnwache vorm Portal aufgepflanzt. Und der die SA kommandierte, war der durch seine Gefolgschaft bei den Braunen gegen den übermächtigen eigenen Vater rebellierende Horst Papenbrock, Cresspahls Schwager. Cresspahl war in die Falle gegangen.

Als er den Hausstand in England auflösen will, sagt er, das klingt schon resignativ: »*Nu hest din Willn, Lisbeth.*« Und sie verspricht: »*Nu sast din' all Tied hem, Hinrich.*« Man hält das Paar wie füreinander geschaffen, eine »Ehe wie Leim und Lack«. Mit einem Kernmotiv, das sein gesamtes Werk durchzieht, dem der unverletzlichen Identität eines Menschen, der aber des Gegensatzes, der anderen Hälfte, bedarf, suchte Johnson der Grundüberzeugung des Schweizer Schriftstellers Max Frisch zu widersprechen, daß die Zeit Ich-Geschichten, der Ausbreitung individueller Schicksale, denn günstig sei.

Die Jerichower haben Lisbeths ausgeprägtes Gefühl für Gerechtigkeit nicht vergessen, das sich schon in ihren Kindheitsjahren äußerte, so, wenn ein Kutscher ein Pferd schlug. Anders als Hilde, ihre Schwester, die den väterlichen Namen scheinbar für »großartig« hielt, wollte Lisbeth dem Tierquäler es »*ganz allein [...] wiesen*«. – »*Immer: ich; nicht: mein Vater.*« – »*Ja: aber als ob sie nicht bei sich wär.*« – »*Betr fromm wier se ja alltied.*« Fromm, das meint im Mundartlichen in seinen Nebenbedeutungen ja auch: einfältig, beschränkt. Lisbeth verändert sich mit der Zeit, sie

frömmelt tatsächlich, sie unterscheidet sich aber sichtlich von den sogenannten Deutschen Christen, die sich »eine einzige Evangelische Reichskirche«, zugleich jedoch die Quadratur des Kreises wünschten: »Sie wollten aber nicht, daß an ihrer Mecklenburgischen Landeskirche etwas geändert würde oder daß sie gar verschwand.« Und im Gegensatz zu ihrer Mutter lebt sie, wie sie betet, nach der Schrift. Manchmal ist Lisbeth zerstreut und geistesabwesend, dann wieder verschafft sie sich eine infantile Genugtuung, wenn sie die zentrale Losung des neuen Staates um vier Silben verlängert in einem Singsang, bei ihren Küchenarbeiten: *»Ein Volk, ein Reich, ein Führer, ein Theater.«* In bestimmter Hinsicht reagiert sie andererseits wieder überraschend klarsichtig, wenn sie sich weigert, auch nur die Auftragsformulare für Tischlerarbeiten beim Aufbau des Fliegerhorstes Mariengabe aus der Kreisstadt zu holen. Das könne er nicht von ihr verlangen, sagt sie ihrem Mann, sie mache sich mitschuldig. Er versteht gar nicht, wovon sie redet. Am Krieg werde sie mitschuldig. *»Die Kasernen sind doch für den Krieg.«* – *»Lisbeth, ick kann di nich helpen.«* – *»Könnten wir nicht ... kannst du nicht rausgehen aus dem Auftrag?«* – *»Und wovon leben wir dann, Lisbeth?«* – *»Ach, Heinrich, leben. Aber die Schuld dabei.«* – *»Wistu nå Inglant?«* – *»Nee!«* – *»Weiß nich, was du willst, Lisbeth.«*

Gerade im Zusammenhang mit dem Aufbau des Fliegerhorsts zieht Johnson alle Register komischer Gestaltung, von hinterfragendem Spott, ob das so stimme wie behauptet, bis zu blankem Hohn. Bevor die Aufträge so vergeben werden, muß Innungsmeister Böttcher Cresspahl beiseite nehmen; die Militärs wollen die Gründung dem Ort zwar schmackhaft machen, indem das ansässige Kleingewerbe vom Bau profitieren kann, aber die gemeinnützige Raiffeisenbank ist eine ihnen suspekta Gründung. Es entspinnt sich folgender Dialog: *»Ich hör, du hast da zehntausint Mark auffe Raiffeisenkasse, Cresspahl.«* – *»Dat sechst du, Böttcher. Ick sech dat nich.«* – *»Unt wenn das fünfzntausint sind, Cresspahl. Das ist es nich.«* – *»Ach so.«* – *»Jå, nich. Das geht nich. Nimm das da weg und tu das nach Wismar, nach Lübeck, wohin du willst. Ich muß das sagn könn: Cresspahl hat höchstens achthundert bei Raiffeisen. Ich muß das mit gutn Gewissn sagn könn.«* – *»Måkt wi, Böttcher. Schön Dank ok.«* Platt als Einverständnis, gegen »die Oben« gerichtet, Brecht hätte derlei Absprachen unter »List der kleinen Leute« eingereiht. Früher war bei uns verschiedentlich die Auffassung zu hören, Ironie sei ein Zeichen der Ratlosigkeit, des Sich-Versteckens hinter mehrdeutigen Formulierungen, ein Ausweichen, wo es nötig wäre, einen Standpunkt zu beziehen. Die typische Haltung von Intellektuellen. Ironie kann aber auch, zeigt Johnson, ein Abstrafen sein.

Ganz anders nämlich klingt die Passage, wo der Statthalter der Nazis am Platze, der neue Bürgermeister Friedrich Jansen, zur Übergabe von Jerichow-Süd ans Militär eine Rede hält. Jansen bemüht sich um gebildetes Hochdeutsch, oder was er darunter versteht; Johnson macht das Lächerliche dieser Anstrengungen sichtbar, so, wenn er das Wort deutsch mit oi schreibt, und unbarmherzig kommentiert er jeden der von Jansen zelebrierten Sätze und entlarvt das Ganze so als schlechte Schauspielerei: »Friedrich Jansen auf der mit Fahnen umhängten Tribüne allein wußte, warum er seinen Mund öffnete wie zum Reden, zuklappte, abermals aufriß. Dann ging ihm auf, daß Pastor Brühshaver wirklich wagte, die Glocken der Petrikirche nicht läuten zu lassen. Friedrich Jansen in seiner Wut riß sich zusammen und schleuderte ein erstes Wort aus seinem Hals. Es blieb unbekannt, denn nun zogen die Katholiken an ihrem Glockenstrang. So bemüht es klang, mehr als ein Gebimmel war es nicht, und hörte gleich wieder auf, wie erschrocken. Nach wenigen Sätzen war Friedrich Jansen blind. Er sprach von dem Glück, das die Stadt über eine eigene Garnison empfinde (getragen; fest). Wie habe man in früheren Zeiten um Soldaten betteln müssen (voll Selbstmitleid; drohend)! Nun aber mache der Führer, Wünsche vorausahnend, nein wissend, sie zum Geschenk (predigend, demütig). Als Jansen aus der Rede des Nationalpreisträgers Heinkel in Rostock zitierte, vertat er sich in seinem heiligen Schreck und gab als gegenwärtig mögliche Höchstgeschwindigkeit für Flugzeuge 900 Kilometer in der Stunde an. Heinkel hatte von 700 gesprochen. – Unt wenn nu noch ein ehrlose Feint die Waffe gegen das doitsche Vock ehebn will (mitleidig). – Denn veziehn wie keine Mine (Grand Hotel). – Gaa nich um ignoriern (Akademiker, mitten im einfachen Leben).« Die Passage schließt: »Wenn er das Wort Luftwaffe im Mund hatte, quoll ihm unerschöpflicher Speichel auf, und er hätte nicht angeben können, was er da aussprach.«

Aber zurück zu Lisbeth und Heinrich Cresspahl. Der Tischler glaubt noch immer an eine zeitweilige Verstimmung seiner jungen Frau, er redet ihr gut zu: »*Wess man werre richtig!*«, als Lisbeth schon längst auf eine endgültige Lösung ihres Problems sinnt. Das erste Mal bringt ein Fischer die Erschöpfte, die weit in die Ostsee hinausgeschwommen war, zurück, dann treibt sie ihre zweite Schwangerschaft ab und hofft, den Abortus selbst nicht zu überleben, schließlich zögert sie, als das Kind Gesine in die Regentonne fällt, etwas zu seiner Rettung zu unternehmen. Auf Cresspahls warnende Worte »*Dau dat nich noch eins, Lisbeth!*« nach dem ersten verhinderten Unglück antwortet sie hintersinnig: »*Ne, Cresspahl. Dat dau ick nich noch eins. Nich so.*« Als die Vierjährige fast ertrinkt, stößt er eine der

Drohungen aus, die man in seiner Hilflosigkeit wohl todernst meint, die aber nicht wörtlich zu nehmen sind. »Lisbeth ick schlâ di dot.« Darauf sie: »Schlâ mi dot Hinrich. Mi is kein Helpn mihr.«

Ein eindrucksvolles Sprachporträt bietet Johnson von dem Arzt, der Lisbeth Cresspahl untersucht. Früher ein vor Leutseligkeit und Wohlbehagen dröhnender Mann, groß und breit von Körperwuchs, sucht Dr. Berling nicht mehr Jerichows Wirtshäuser auf, seit die Nazis herrschen, um dort seine Ansichten herauszutrompeten. Er trinkt abends allein, zu Hause. In seiner Massigkeit und mit den aufgetriebenen Äderchen im Gesicht erinnert er etwas an Barlachs »Blauen Boll«, bekanntlich einen leutseligen mecklenburgischen Puntila. Was Berling von der im Fiebertraum redenden Lisbeth weitergibt an Cresspahl, sind biblische Worte: »... es soll aber der Mann entscheiden.« Berling, wörtlich: »Sie weiß da nu nichts mehr von. Was Ein' im Fieber redet. Kein ein weiß von gar nichts.« Das ist, in Satzintonation und doppelter Verneinung, trotz des umgangssprachlich abgeschliffenen scheinbaren Hochdeutschen, niederdeutsch gedacht. Ein bißchen geniert er sich, in diesem Zusammenhang von Geld zu reden, an sein Honorar erinnern zu müssen: »Immer diese Rühseligkeit zu Weihnachten. Kerzen; Singerei! Is an viel schuld, alter Schwede. Legen Sie das Geld man da auf den Tisch. [...] Godet Niejâhr, Cresspahl!«

Den einen Satz muß ich noch einmal wiederholen und vollständiger zitieren: »... es soll aber der Mann entscheiden. Wie die Bibel sagt. Er [d.h. Cresspahl] hatte entschieden, zu Unrecht, wie sie wollte.« Johnsons Lektion in Schuld und Sühne ist nicht auf Schuldzuweisungen aus, nicht auf ein Konstatieren von persönlichem Versagen, hier waltet eine nahezu klassisch zu nennende Verstrickung, jede private kleine Unehrllichkeit oder Schwäche, ein jedes Verschweigen, Weggucken, ein jedes Sich-Verstecken hinter Redensarten staut sich an. Noch die Bomben umschreibt Cresspahl, wenn er von »Schiet avlâdn« spricht. Aus einer Kette von Unterlassungen und falschen Entscheidungen wird die Voraussetzung für das, was später Mitschuld genannt werden sollte.

Das, was der Volksmund unter den Nazis die »Reichskristallnacht« nannte, mußte in Jerichow von bescheidenem Zuschnitt bleiben. Obwohl er sich als Akademiker und Weltkriegsteilnehmer für ungefährdet hielt, hat sich der Tierarzt Dr. Arthur Semig zum Verlassen des Landes überreden lassen; nicht zuletzt von Cresspahl. Für den inszenierten Volkszorn steht lediglich noch das Tuchgeschäft von Oskar Tannebaum zur Verfügung. Johnson schreibt: »Der Vorgang erinnerte an eine Laienspiel-Aufführung. Gastronom Prasemann legte einen Finger auf den

Mund, und erst als es in der engen Straße fast still war, hob er die Axt und schlug damit ins Glas der Ladentür. Dann erholten sie sich in unterdrücktem Gelächter. Oskar Tannebaum machte immer noch nicht Licht. Nun schlugen sie sorgfältig die Tür in Stücke. In Jerichow waren die Zuschauer aufgeregter als in Gneez, machten Bemerkungen zu dem Schauspiel, lobten die Schläge oder bewerteten sie abschätzig. – hier geit he hen, dor geit he hen: hieß es, oder: Das kost jo kein Geld, seggt de Buer, un verprügelt sin' Jungen. Das sagte [Schneider] Pahl, für den der Jude eine ärmliche Konkurrenz gemacht hatte. Es war weniger bösartig als pädagogisch gemeint; der Jude sollte ein für alle Male erzogen werden. Als die S.A. im Geschäft Tannebaums war, entdeckten sie, daß sie die Schaufensterscheibe vergessen hatten, und warfen von innen mit Stühlen und Regalbrettern dagegen. In einem Tuchgeschäft ist nicht viel Hartes, und sie schafften es erst mit der Registrierkasse, die sich beim Fall aufs Pflaster öffnete. Da lag das Geld auf der Straße, wenige Scheine, ein bißchen Hartgeld. – Das's nicht recht: sagte eine weibliche Stimme, offenbar die einer alten Frau, bekümmert und entsetzt in einem. – Nu geit de Reis los, sä de Mus, dor löp de Katt mit ehr tau Boen: sagte Böhnhase, als Oskar Tannebaum auf die Straße gestoßen wurde. Er war auf die Knie gefallen, stand aber sogleich wieder auf. Daß paßte Demmler nicht (Hansi Demmler, Jerichow Ausbau), ihm hatte das Knien besser gefallen. Tannebaum mußte das Geld auf den Knien einsammeln und zu Friedrich Jansen tragen. Friedrich Jansen winkte Ete Helms zu sich, und Ete Helms stand Habacht vor ihm, wollte das Geld aber nicht nehmen. Jansen, hochrot im Gesicht, drohte ihm die Strafe wegen Verweigerung eines Befehls, und Ete schlug die Hacken zusammen und nahm das Geld nicht. « *Hier geit er hen, dor geit er hen* ist übrigens ein Läuschen, ein Verschwank also, von Fritz Reuter überschrieben, die in diesem Zusammenhang makabren Sprüche entstammen den Sammlungen des Volkskundlers Richard Wossidlo. Das Beispiel Ete Helms beweist, daß sich selbst ein Polizist wenigstens der aktiven Beteiligung am Pogrom entziehen kann.

Jansen dirigiert wichtigtuerisch die Feuerwehr, die aber nichts zu löschen findet, das Feuerlegen hatte die S.A. vergessen. Dafür fallen im Haus zwei ungezielte Schüsse, und durch sie wird die achtjährige Marie Sarah Tannebaum getötet. Lisbeth Cresspahl, die sich zu den Zuschauern stellt, geht daraufhin um Jansen herum und schlägt ihm ins Gesicht. Cresspahl ist mit seiner Tochter in der Tuchmacherstadt Malchow, dem mecklenburgischen Manchester; er besucht das Grab seiner Eltern. In derselben Nacht noch geht die Tischlerei in Flammen auf, Lisbeth kommt in dem Feuer um.

3.

Gesine Cresspahl memoriert das alles nicht nur aus Gründen der Unterweisung in Familiengeschichte, Heimatgeschichte. Deutscher Geschichte. Die genaue Recherche, welche Möglichkeiten einem wie Cresspahl zur Auswahl standen, erheblichen Weitblick vorausgesetzt, soll durch Vergleich bei gegenwärtigen Entscheidungen behilflich sein, oder die gegenwärtigen Zwangslagen und Zwickmühlen können manchmal das Unverständliche von damals wenigstens gefühlsmäßig begeifbar machen. Einmal, als die Gesine aus New York die imaginäre Stimme ihres Vaters mit ihren Argumenten fast zum Verstummen gebracht hat, läßt er sich bitter vernehmen: *»Wenn ein von' Râthus kümmt, is he nich bloß kläuker. He is reinwech n bederen Minschen, de versteiht de annem nich mihr. Wo sittst denn du, Gesine? Kannstu din Kriech nich seihn? Worüm geihst du nich wech, dat du kein Schult krichst? Du kennst dat nu doch as dat iss mit de Kinner. Was secht Marie, wenn se't markt hett?«* Das erste, was Marie von Ihrer Mutter fordert nach all den Lektionen Familiengeschichte, ist die – sich selbst erledigende – Erkundigung, ob sie »verlässlich mit niemand auf der Welt verwandt« sei außer mit ihrer Mutter; sie möchte sich ihre Verwandtschaft aussuchen dürfen. Und zu den Versicherungen über das eigene künftige Verhalten gibt es ein Pendant: Marie bittet, mitgenommen zu werden nach Prag, allein ängstige sie sich immer so. »Mit dir, bei dir wäre ich ein bißchen tapferer«, versichert sie. »Das verspreche ich.« Und ihre Mutter erwidert trocken: »Dann versprich mal.« Wie soll die Tapferkeit für ein Unternehmen mit ungewissem Ausgang reichen, wenn man die geringere Belastung im Vertrauten nicht auszuhalten meint? Wie kann einer ungeprüft für sich garantieren?

Ein dritter Bezug zwischen Vergangenheits- und Gegenwartsebene ergibt sich durch Erichsons Drängen auf Zusammenziehen, Heiraten. Gesine sagt, sie wolle noch sehen, welchen Weg die Entwicklung in der CSSR nähme. Wörtlich: »Wenn auch dies nicht gelingt, gäbe ich auf.« Erichson versichert, natürlich wolle er ihr nicht als eine in ihren Hoffnungen und Grundüberzeugungen Gescheiterte Asyl bieten, so sei sein Angebot nicht gemeint gewesen. Gesine darauf, und der Satz erinnert an Lisbeth: »Moetst mi naemn as ik bünn.« Erichson will sich die Möglichkeit einer Niederlage und einer gebrochenen Gesine nicht eingestehen, er tröstet sich schon über deren Andeutung hinweg. Mit einer plattdeutschen vorgeprägten Formel, nämlich: »Unkrut vergeit nich: so kolt is kein Winter nich.«

Manchmal macht ein Satz, einmal sogar die Veränderung eines einzigen Buchstabens den Standpunkt des Autor-Erzählers ablesbar.

Noch als Cresspahl in England lebt, erhält er Stimmungsberichte über die Situation in Deutschland aus erster Hand, die ersten Flüchtlinge, Sozialdemokraten wie Cresspahl, stellen sich ein und bitten um Aufnahme oder Unterstützung. Nur, Cresspahl lebt in Unfrieden mit seiner Partei. Die Bittsteller bedauern. »Es hieß: Hett dei Kau den Schwanz verloren, denn markt sei ierst, wotau hei gaut is.« Als die Parteizentrale dann ins Exil gegangen ist und Cresspahl wieder in Deutschland lebt, wegen seiner Frau, kommt ein geheimer Kurier, Susemihl. Cresspahl hält dem Instrukteur den Beschluß der Sozialdemokraten vor, sämtliche Juden aus dem Vorstand auszuschließen, ein würdeloser Anbiederungsversuch bei den Braunen. »Susemihl wollte wissen, was Cresspahl neuerdings mit den Juden habe. Cresspahl hatte es neuerdings damit, daß es Scheiße sei, Opfer der Verfolgung im Stich zu lassen.« Als der Mann aus dem Apparat durchblicken läßt, Cresspahl verstehe wohl nichts von Politik, versetzt er dem überheblichen Ignoranten einen Faustschlag und wirft ihn buchstäblich vor die Tür, hinaus in das Regenwetter und auf den aufgeweichten Matschboden. Gesine, in dem memorierenden imaginären Gespräch, sagt: »Es gibt so eine überwache, schnell fließende Wut, die es gründlich anstellt mit einem Verlust, wenn etwas verloren werden soll, nicht wahr, Cresspahl.

Right you are, Gesine. Und du kennst dat nich bloß von mi. Du hest dat sülsen.

Ne.

Na.«

Die Episode findet noch eine Fortsetzung mit freundlich-ironischer Schlußpointe. Cresspahl gerät bei einem Besuch unversehens in das Treffen einer Ortsgruppe. »– Wir als Genossen; sagte einer in der Diskussion, und erwischte Cresspahls Blick. – Ja du nich: sagte der Sprecher: Du nicht als Genosse, du als Cresspahl–! und Cresspahl war es recht, daß sein Streit mit der Partei zwar nicht vergessen war, aber nun doch als nicht bössartige, fast heitere Sache behandelt werden konnte. Er war ein wenig aufgezogen worden, wie das unter Freunden ging.«

Galliger klingt da schon ein Autorenkommentar auf der Gegenwärtsebene, der beweist, daß ironisches Geraderücken nicht etwa – das wäre ein herablassendes Verhalten – auf die Provinz oder ihre Mundart beschränkt bleibt, sondern sich durch den Text zieht. Gesine Cresspahl entnimmt ihrer Zeitungslektüre, der Erfinder des Napalms, nun emeritierter amerikanischer Professor, »Louis Frederick Fieser, deutsch auszu-

sprechen«, verteidigt seine Entscheidung für die Annahme des Auftrags aus dem »Nationalkomitee für Verteidigungsforschung« 1941 mit den gleichen Argumenten wie Oppenheimer, wie alle gestellten, zur Rede gestellten Wissenschaftler, die Verantwortung für ihre Forschungsergebnisse weit von sich wiesen oder bagatellisieren. »Was er sagt: – Man weiß doch nicht was kommt.« Und nun Johnsons, das Gespinst aus Heuchelei zerreißen Kommentar: »Gibt es antifaschistisches Napalm?«

4.

Uwe Johnson unterscheidet zwischen S.A., deren Vertreter im Buch alle unterprivilegiert sind von Herkunft und sich verbessern wollen, die Täter sind und Opfer werden, und S.S. beziehungsweise Gestapo und Partei. Das wurde ja schon an diesem halb mitleidigen, halb verächtlichen Einschub deutlich: Hansi Demmler, Jerichow-Ausbau.

Einer, der sich als erster zwischen alle Stühle setzt, ist der Schlachter Methfessel. Als er seinen Vers zu den ungereimten Sprüchen der Nazis beisteuert, meidet ihn fortan die adelige Kundschaft, als er seine unklugen Reden zurechtrücken will im Nachhinein, schikaniert ihn der neue Tierarzt, der an Stelle des verzogenen Juden Dr. Arthur Semig praktiziert, mit Umständlichkeiten bei der Fleischbeschau. Methfessel, von dem es später heißen soll –

Un wat wier dat für'n Kierl!

Dat rode Gesicht, un de hellen Hår. Brömsch.

So blond as he is de ganze S.A. nich. –,

dieser Methfessel kommt auf sechs Wochen in ein Konzentrationslager; dort wird er so mürbe geschlagen, daß er die Lust am Leben verliert, schwermütig fällt er später der Euthanasie zum Opfer. Im Gespräch der Toten untereinander sieht Methfessel seine Schuld in eben diesen ungezügelter Redereien ohne Verantwortung. »Nu sech doch mal so, Methfessel!; seine Angetraute ist noch immer neugierig. »Kannsu schweigen, Frieda? – Bün doch din Fru. Wie ein Grab. – Denn grab dich keins.«

Von Papenbrocks davongelaufenem Ältesten Robert, der wieder auftaucht und sich in »Amtswalter«-, das heißt Parteiuniform, und in der schwarzen der Geheimpolizei präsentiert, wird lakonisch gesagt: »Noch ein Schwager.« Und an anderer Stelle: »Robert hatte in Vietsen von Landwirtschaft nur so viel gelernt, wie es beim Ansehen der Arbeit ging.« Anders verhält es sich mit dem willensschwachen Alexander, Hildes Mann. Alexander Paepcke ist zum Heeresbeschaffungsamt nach Stettin

eingezogen. Er genießt es, den Sommerurlaub mit der eigenen vielköpfigen Familie und mit Schwager und Nichte (Cresspahl Vater und Tochter also) im Ostseebad Ahrenshoop an der Grenze zwischen Mecklenburg und Vorpommern verbringen zu können. Alexander Paepcke ist schon froh, den unterschwelligen Hakeleien zwischen Vor- und Hinterpommern eine Zeitlang entronnen zu sein, schon auf dem Dampfer von Ribnitz über den Saaler Bodden weiß er, hier gilt er nicht als ein »Stettiner Eckenpisser«, wie noch in Stralsund, Paepcke überhäuft alle mit Geschenken. Mit einem Brecht-Zitat – »Und was bekam des Soldaten Weib?« – verständigt Johnson sich quasi auf Zuruf mit seinen Lesern, was es damit auf sich hat, oder haben könnte. »Die Kinder waren fast verstört, daß es nun auch noch zu Alexanders Abreise Geschenke gab, und Alexander in seinem Vergnügen an ihrer Freude sagte leichthin, namentlich von dem Puppengeschirr: Hab ich aus einem Hotel mitgenommen. Das Gold war eine sehr überzeugende Farbe, und seine Tochter fragte entsetzt: geht denn das? Paepcke sagte breit und genußvoll: Jää; wurde sich Cresspahls Blick bewußt und setzte hinzu, geniert und ganz Major der Reserve: Du dat hev ick betålt du!« Dieses sich des anderen versichernde »Du« am Redebeginn wird zum Schluß noch einmal eindringlich wiederholt; Paepcke fühlt sich durchschaut und schämt sich mit einemmal. Sein Ansehen bei diesem Schwager aber ist ihm wichtig.

Noch aufschlußreicher aber, wer was gewußt haben kann über Kriegsgeschehen, Kriegsgreuel, ist ein Gespräch bei Innungsmeister Böttcher. Sein Sohn Klaus, Ostfront, ist auf Urlaub gekommen; am Kaffeetisch sitzen neben den Eltern Cresspahl, der einst Klaus' Lehrherr war, und der von Cresspahl mitgebrachte Englischlehrer Kliefoth. Der Dialog beginnt als umständliches und unpersönliches Gerede in Andeutungen – als »Nölen, Genöle« würde man in Mundart dieses Drumherumgerede bezeichnen.

»Ick dörf gar nicks vertelln. De scheitn mi dot.

Min leewe Klaus. Wie sind dine Öllern, dat is Kliefoth, dat is Cresspahl. – Naems mi dat nich oewel.

Man los, Böttcher. As in de Schaul.

Jå. Jå. Wir warn da so Kraftfahrer, ein halbes Hundert, und sollten 180 schwere Belgier im Fußmarsch von Bialystok nach Smolensk bringen, zur Pferdesammelstelle. 20 Kilometer am Tag. Nachts haben wir die Pferde in Ställe getrieben, auch in Wohnhäuser. Die waren den Biestern zu eng, da wollten die Kraftfahrer nicht mit rein. Die Pferde hatten Angst, schlugen zu ohne hinzusehen. Und ich der Öberste. Schietspael.

Klaas.«

Der *Öberste*, darauf ist er stolz, und diese Genugtuung, sich selbst in zweifelhafter Situation hervorzutun, soll das folgende *Schietspael* herunterspielen. In dem Wort *Klaas* stecken uneingestanden Zweifel, ein Nichternstnehmen; für Cresspahl ist der junge Mann in Uniform immer noch das »Kläuschen« in Jungvolksmontur und in seinem »widerlich weltbefahrenen« Gehabe, ein junger Mann, nicht vollständig erwachsen geworden. Ein *Klaas* ist im Niederdeutschen aber auch ein ungeschickter Kerl.

»Die S.S.?« wird gefragt.

»Dat is nu so, Herr Kliefoth. Verhaßt is die S.S. nich, schlagen tun die sich wohl auch bis zum letzten Mann, muß Ein' wohl sagen. Aber Nazi sind sie, und sollen die zuerst Blut lassen. Das macht uns gar nichts aus, bei Feindannäherung habe ich auch schon paar Lastwagen quer über die Straße gestellt, angesteckt, und denn mit ein' geklauten Schild vonne Feldgendarmerie überm Tarmantel die SS-Division Totenkopf auf die Russen zu geleitet.

Hast dich abgesetzt, Klaas.

Sonst säß ich nicht hier!

Hestu richtig måkt.

Na –.

Fang an, min Jung.

Ich bin doch nu verwundet gewesen.

Oh Gott ja, Klaas.

Ne-i doch. Das war im Lazarett in Schaulen, da hab ich aus ein' Fenster gesehen. Da war was eingezäunt, Baracken und so Reste von der Stadt. Zivilgefangene hielten die da drin. So Lumpen am Leib.

Was hat die S.S. mit denen gemacht?

Nicks, Mudding. Nich, als ich hingesehen hab.

Und denn?

Ja Vadding da mocht ein Mensch doch nich hinsehen!

Jä-so.

Na sühst du't.

Segg uns dat man.

Nu in Smolensk wurden wir gleich kaserniert, Ausgangssperre. Ich als Charge, ich fühlt mich nich gemeint. Ging mit ein' Freund vor die Stadt –

Klaus!

Wir haben auch gar nicht gefunden was wir suchten. Wir haben in einem Gehölz am Stadtrand einen Haufen Leichen gefunden. Mannshoch. So, bis zur Schulter. Aufgestapelt, wie zum Verbrennen.

Partisanen, Saboteure.

Kinder, Herr Kliefoth?

Nee, Klaus.

Kinder, und Frauen, als ob sie von der Arbeit gekommen wären. Vom Einkaufen.

Hast du ein Bild, Klaus?»

Nun, wo das Geplänkel vorbei ist, wurde unter der Hand aus dem Klaas ein Klaus.

»Beim Fotografieren waren wir gerade, da kamen die Greifer, Feldgendarmarie, brachten uns zur S.S. Sollten gleich erschossen werden.

Wie kannst du dich so in Gefahr begeben, Klaus!

Die Gefahr war ja schon da, als wir kamen. Na. Zackig melden, Marschpapiere. Mußten wir schwören.

Was, min Jung.

Daß wir es nicht gesehen haben! Daß es das nich gibt, Mudding.

Kann nich sein.

Nich?

Wie können sie dich denn auf Urlaub lassen? kannst doch alles erzählen.

Der Urlaub is doch die Prämie. Für das Schwören.

Gløwen Se dat, Herr Kliefoth?

Die S.S. macht das.

Heer nicht?

Heer!

Klaus muß so was nich machen?

Nein.

Das kann ich auch nicht glauben.

Hett mi ock nicks hulpn.

Kinder?

Kinder.

Aber das sind doch Deutsche, die S.S.

Das sind sie.

Ganz zivile Kinder?»

Vorher hatte Klaus Böttchers Mutter noch eine Flasche Klaren auf den Tisch gestellt, um ihrem Sohn, der sich zierte, sich aber auch das Unbewältigte offenkundig von der Seele reden wollte, die Zunge zu lösen. Sie hatte diese Geste – Schnapsflasche auf den Kaffeetisch – erklärt mit dem Satz: »Wenn'ck nich schlapn kann, will'ck weiten, worüm.« Nun, wo sie Gewißheit hat, stellt sie diese unsinnige Frage nach ganz zivilen Kindern.

Als Marie irgendwann einmal, ein bißchen unkindlich, fragt, ob es nicht immer heiße, die Deutschen hätten nichts gewußt von den Konzentrationslagern, antwortete Gesine mit einem einzigen Satz, in

verächtlich abwinkendem Sarkasmus: »Vielleicht die, die den Lübecker Generalanzeiger nicht lasen.« Das Wissen war so verbreitet, gibt sie zu verstehen, daß man täglich Spuren und Fingerzeige hätte entdecken können.

5.

Man könnte, was ich an einigen Beispielen versucht habe ablesbar zu machen, systematisch ordnen und aufschlüsseln. Dann würde sichtbar, Johnson beherrscht alle Formen des Komischen vom Unterhaltsamen über den freundlichen Spott bis zur vernichtenden satirischen Überzeichnung. Aber ich halte nichts von so einer Rubrizierung. Und die komische Sicht ist nicht auf die mecklenburgischen Passagen beschränkt, wenn Mecklenburg auch, nach Fontane, die »komische Figur« in Deutschland, vielleicht sogar in Europa darstellt. So findet sich eine umwerfend komische Szene in ernster Situation, beim Vorrücken der Russen, die diesmal aber nicht auf Kosten der erdbraun gekleideten Gestalten auf den Panjewagen geht, wie sonst verbreitet, sondern vielmehr auf die des Schleusenwärters Martin Nibuhr, eines Schwagers von Cresspahls Schwester. Dieser Martin Nibuhr übersieht die Eile der Soldaten auf der Flucht vor den Russen. Ignoriert ihre Absicht, die Schleusanlagen zu sprengen. Von ihm wird gesagt, er könnte »seinen Gästen die mecklenburgischen Höhenlagen aufzeichnen«. Völlig die Situation verkennend, fordert er sie auf: *»Sagen Sie ruhig Baege. Wenn das auch mecklenburgische Baege sünd. Es sünd Baege!«*

Was aber die »Stimmen« angeht, die Gesine von den Toten als, oft sophistische, Ratschläge vernimmt, so sind alle die Sprüche, die der mecklenburgische Volkskundler Richard Wossidlo gesammelt hat, die man aber auch bei dem Vorpommer Professor Haase aufzusuchen hätte, Ausdruck von Ratlosigkeit oder von Versuchen, sich über nicht beherrschbare Situationen hinwegzutrusten oder hinwegzuschwindeln. Reuter ist allgegenwärtig, von seinem Wahlspruch *»Wenn Einer daun deit, wat hei deit, / Denn kann hei nich mihr daun, as hei deit«*, über die Namen Kägebein, Kliefoth, Dr. Berling, selbst Louise, »Lowising«, die alle in Reuters Werken oder Reuters Leben eine Rolle spielten. Kreisleiter Swantenius will den Gymnasiallehrer Kliefoth für die Partei gewinnen, die Mitglieder seien alle bloß »Schurrmurr«. Das ist das Zusammengekratzte, Übriggebliebene, Schund. Reuter hat ältere Sachen unter dem Titel als Buch herausgebracht. Auch Brinckman, ein anderer plattdeut-

scher Dichter, der in Güstrow als Realschullehrer unterrichtete und der Namenspatron von Johnsons Oberschule ist, hat in der *Jahrestagen* Spuren hinterlassen. Brinckman, wie Reuter wegen burschenschaftlicher Aktivitäten gerichtlich belangt, wanderte nach Amerika aus, wo er einige Jahre als Sekretär eines Schriftstellers, Bryan (1794–1878), arbeitete. In Güstrow wurde er seiner Sprachkenntnisse und seines, bei großer Bescheidenheit, noblen Gebarens wegen »der Engländer« tituliert, und ebenso nennen die Jerichower hinter seinem Rücken Cresspahl. »Respekt för't Hus, das war so eine rostocksche Geschichte, nichts für Jerichow«, befinden sie. Damit zitiert Johnson Brinckman direkt, wenn auch natürlich ungenannt. »Respekt för't Hus« verlangte der Kapitän Pött, der von seinem Neffen »Kasper-Ohm« (Ohm: Onkel) genannt wurde, von Jedermann. Ernst Barlach, der sich einen niederdeutschen Bildhauer nannte, kommt unverkleidet in den *Jahrestagen* vor: Sein Tod und die Umstände seiner Beisetzung 1939 werden mitgeteilt und kommentiert. Neckverse und Liedzeilen, Kinderreime und die Übernahme literarischer Topoi ließen sich bei einiger Geduld also sicherlich bis ins letzte verifizieren. Selbst bei der Wahl Richmonds könnte von Flotos bekannteste Oper *Martha oder Der Markt zu Richmond* die Namensfindung beeinflußt haben. Aber es kommt nicht darauf an, woher Johnson was übernahm, sondern was er damit anstellte und bewirkte. In der eingangs erwähnten Umfrage räumt er Friedrich Schult, als Dichter und Holzschneider eigenständig, bedeutend aber als Nachlaßverwalter Barlachs, Platz für eine Absage an das Plattdeutsche ein; im Leben der Völker habe »alles seine Zeit«, und mit dem Niederdeutschen sei es bergab gegangen, als es als Verkehrssprache des mittelalterlichen Handelsbundes ausgedient habe. Schult ist sozusagen Johnsons Kronzeuge. Johnsons Konsequenzen aus Schults Verdikt sehen so aus: »Erst zerfiel der große Bund« – die Hanse –, »nach und nach die kleinere Gemeinschaften«. In Johnsons Roman sind selbst kleinste Gemeinschaften, die eines Ehebundes, durch die Zeitläufte gefährdet.

6.

Kurt Batt hatte einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Reuter und allen seinen Nachtretern, die im Provinziellen verharren, herausgearbeitet, in Reuters Werk erscheine »das Regionale nicht als Zufluchtstätte, sondern als natürliche Lebensform; seine Figuren leben noch mit ungebrochener Selbstverständlichkeit in der Provinz«, und der Blick des

Schriftstellers sei »stets auf die sozialen, nicht aber auf die »stammestümlichen« Besonderheiten« gerichtet gewesen.

Inzwischen ist die soziale Determination eines Figurennetzes und Konfliktgefüges zur fraglosen Selbstverständlichkeit geworden, der Nachweis, daß das nicht alles sein kann, macht das Besondere einer literarischen Botschaft zu nicht geringem Teil aus. Wie sonst wären die deutschen Irrationalismen zu erklären.

Uwe Johnsons Konzept unterscheidet sich von dem Fritz Reuters graduell, indem die Region nicht nur der – verlassene – Lebensrahmen, das aufzugebene Stück Heimat ist, er fragt nach den Gründen für diesen Zustand. Er unterzieht gerade die, um beim Wort zu bleiben, Stammeseigentümlichkeiten einer intellektuellen Kritik. Die intellektuelle Ironie trifft sich mit einer mentalitären Reaktion, dem norddeutschen Bedürfnis nach Abstand. Was aber den Humor dieses untypischen Humoristen Uwe Johnson angeht: Ich habe lange darüber nachgedacht, ob man, so wie man Fritz Reuters episodisch loses Erzählen als an Dickens, Scott und Thackery geschult bezeichnet hat, vielleicht den bösen Humor eines Swift vergleichsweise heranziehen sollte, denn satirisch ist Johnsons Dichtung ja nicht, oder nur in Ausnahmen. Das zutreffende Wort fand ich in der *Sinn und Form*, in einem Interview, das mit Heiner Müller und der Regisseurin Ruth Berghaus geführt wurde. Müller stellt einer Ironie aus Gründen der Distanz, die er für Thomas Mann konstatiert, »ein ironisches Pathos im Umgang mit der bürgerlichen Gesellschaft« gegenüber, die »Gleichzeitigkeit von Melodram und Hohn und Pathos«, »Ironie voller Trauer«, weil man selbst Teil eines Prozesses ist, den man durchschauen, aber nicht beeinflussen, schon gar nicht aufhalten kann. Heiner Müller spricht von der »Einsicht in die Abgründigkeit von Politik und Geschichte«. Alle diese Definitionsversuche zielen auf die Oper eines Alban Berg, auf den Brecht des *Brotladens*. Sie wirken gleichwohl wie auf die *Jahrestage* zugeschnitten.

(Sept. 1989)

Dr. Jürgen Grambow, Liskowstr. 14, 18059 Rostock